

# Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Sonnabend, den 3. August 1833.

93

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modebild, welche hier gegen Vorauszahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. E. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. E. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halbs und 26 fl. 24 kr. E. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

## Der böse Dämon.

(Fortsetzung.)

Nachdem alles wieder sorgsam verriegelt und verschlossen war, machte Elypold, so hieß der Alte, sich auf den Weg, und der junge Mann folgte ihm mit ziemlich unheimlichen Empfindungen durch hochgewölbte alterthümliche Säle, labyrinthische Corridors, und endlich zu einer in grandiosem Styl angelegten gebrochenen Treppe. Als sie erstiegen war, ging es wiederum in eine ansehnliche, aber nur mit Jagdgeräthen, Hirschgeweihen, Gewehren und Fischernecken angefüllte Halle, durch welche Elypold quer hin durchschlarfte, und nun die hohen Flügelthüren eines gänzlich verfallenen, aber einst prachtvollen Zimmers aufthat, in welchem er den Grafen ersuchte einstweilen zu verziehen. Er öffnete nicht ohne viele Anstrengung die fest verschlossenen Fensterläden, ehe er sich entfernte.

Der Graf erblickte sich jetzt von vermodertem und bestaubten Prunk umgeben, von einem Schwarm Fliegen, Mücken und Motten umgaukelt, deren plötzliche Auferstehung ihnen sehr unerwartet kam. Die carmoisinrothen Behänge und Vorhänge, die alterthümlichen gediegenen Geräthschaften, alles war unscheinbar, fahl, mit handhohem Staube bedeckt, die schweren goldenen Treppen schwarz, die hohen Krystallspiegel blind, mit Spinnengeweben überzogen und die Luft zum Ersticken mit Modergerüchen erfüllt, wie in einer Gruft. Der Graf riß, so schnell er konnte, ein Fenster auf und war froh, daß der Strahl der untergehenden Sonne, dem hier so lange der Eingang verwehrt worden war, in dieses todesstarre Gemach fiel. Unzufrieden irrte sein Blick umher, aber eben jetzt erhellte der freundlich scheidende Glanz ein lebensgroßes Gemälde an der Wand. Die Schönheit desselben fesselte seine Aufmerksamkeit. Es stellte einen jungen Officier zu Pferde, mit Orden und Ehrenzeichen reich geschmückt, vor, wie er Heerschau hielt über seine Truppen. Die edle Haltung dieses Mannes, der in den besten Jahren zu seyn schien, die Gewandtheit, mit der er das steigende Roß zu zügeln schien, der scharfe musternde Blick der Adlseraugen voll Feuer und Leben, diese schönen und regelmäßigen Züge, das Imponirende der ganzen Gestalt überraschte den Grafen, und er stand noch in Bewunderung versunken vor diesem ausdrucksvollen Bilde, als Elypold zurückkam, und ihn einlud, zu Sr. Excellenz zu kommen.

„Erst wünschte ich zu wissen, wen dieses gelungene Gemälde darstellt,“ sprach der Graf.

„Se. Excellenz, meinen hohen Gebieter!“ war die Antwort. „Ja, ja, so waren Hochdieselben in der Zeit, da sie als Generalissimus florirten! Was Sie leider jetzt sind — werden Ew. hochgräflichen Gnaden sogleich selbst sehen.“ Und wiederum schritt Eypold voran und der Graf ihm nach, über eine andere Flur, in das Zimmer seines Oheims.

Die ergreifende Dämmerung eines Krankengemachs ließ ihn erst nach einer Weile die bleiche, abgekehrte Gestalt unterscheiden, die hier unter einem grünseidenen Baldachin auf dem Lager ruhte.

„Du kommst eben recht, Nefte!“ ertönte eine hohle Grabesstimme, „eben recht — mich sterben zu sehen! und — dein Erbe in Empfang zu nehmen.“

„Theurer Oheim!“ rief der Graf empört und unwillig, aber der Kranke fiel ihm ins Wort und sagte gereizt:

„Erlaß mir alle leeren Versicherungen! lehre mich die Menschen nicht kennen! genug, du bist da! und ich habe es so gewollt! — — Setze dich zu mir, Otto — meine Augenblicke sind gezählt — höre mich an, und unterbrich mich nicht.“ Der Nefte gehorchte und setzte sich an das Lager, ohne einen Laut; sein, nun an die Dämmerung gewöhntes Auge hing mit gefühlvollem Schmerz an dem erlöschenden des ehemaligen Helden, an diesem einst so stolzen, kräftigen Antlitz, das jetzt das Gepräge der fürchterlichsten Zerstörung trug, und kaum konnte er glauben, daß diese bebende, aus leuchtender Brust hervorgepreßte Stimme diejenige des Feldherrn war, dessen erschütterndes Commandowort muthig Heere zur Schlacht geführt hatte! Er war tief ergriffen von dieser großen Lehre der Hinfälligkeit alles Irdischen, der Eitelkeit des Ruhmes, des Wechsels im Menschenleben, und dieser Sterbende hätte nicht sein nächster Verwandter zu seyn gebraucht, um seine innigste Empfindung aufzuregen; in ihm sah er den von brennendem Gift verzehrten Herkules!

Aber bald unterbrach der Kranke den Gang seiner Ideen, und begann: „Ich muß mich kurz fassen, Nefte, so vieles ich dir auch sagen möchte. Seit zwanzig Jahren spreche ich zum ersten Male wieder mit einem Menschen aus der Welt, denn ich habe diese gestoh'n, und jene gehaßt und vermieden. Mein größter Stolz, meine höchste Zufriedenheit war es, sie alle zu entbehren. Daß ich mit dir spreche, bin ich dir, dem Erben meiner Reichthümer, schuldig, um die man mich beneidet, verfolgt, verdrängt, gestürzt hat! der armseligen, sogenannten Glücksgüter, die mir keinen ruhigen, glücklichen Augenblick zu verschaffen vermocht haben, und die ich deßhalb verachte. Mir blieb nichts übrig, als die Zuflucht einer freywilligen Verbannung, — diese Einsamkeit; denn Menschen kränkten meine Ehre, und machten mich zum Opfer ihres schänden Undanks. Doch nun ist alles vorüber und kaum mehr der Erwähnung werth. Ich habe dich eben sowohl zu meinem testamentarischen Erben eingesetzt, als du mein natürlicher bist. Meine Güter sind dein, über mein außenstehendes Vermögen wird dir der Banquier A. in W. bestimmte Rechnung ablegen, baares Gold findest du genug vorräthig; dadurch will ich jedoch keinen Dank von dir verdienen, sondern bloß durch die Ermahnung: die Menschen zu fliehen, zu verabscheuen, ihnen wenigstens stets zu mißtrauen, und sie zu hassen, solltest du auch thöricht genug seyn, die Menschheit zu lieben. Nur auf diese Weise, Jüngling! kannst du dein Herz bewahren vor den Schlangenbissen der Falschheit, der Hinterlist, des groben Betrugs, nur indem du die Menschen

verachtest und entbehrst, kannst du einigen Anspruch machen auf Ruhe! — Ich fand sie gleichwohl nicht — und gehe sie aufzusuchen in der Tiefe des Grabes! auf Erden habe ich sie nie gekannt.“

Er hielt ermattet inne, immer düsterer legten sich die Schatten des Todes, von ungewöhnlicher Anstrengung beschleunigt, auf seine Züge, er kämpfte sie nieder, und fuhr fort:

„Eine einzige Verpflichtung lege, ich dir auf bey dem Antritt meines Vermögens. Es gibt eine Frau, der ich Verbindlichkeiten schulde, die mein Tod nicht lösen kann — sie erhielt jährlich tausend Thaler von mir — durch den Banquier, den ich dir genannt habe — er wird das Weitere besorgen. Laß sie meinen Tod nicht empfinden — setze die Zahlung fort — ihr Name ist *M a l i e v o n M a i e n w a l d* — —“

Er schwieg bey diesem Namen, es war, als breche er ihm das Herz, immer mehr versagte ihm die Sprache, er seufzte jetzt nur.

Der Jüngling warf sich, heftig ergriffen, an seinem Lager nieder, zum zweyten Mal glaubte er seinen Vater sterben zu sehen; er wagte es, seine Lippen auf die erkaltende Hand des Sterbenden zu drücken, gelobte, seine Befehle aufs treueste zu erfüllen, schwor sein Andenken in Ehren zu halten. Ein ausdrucksvoller Blick fiel jetzt aus brechenden Augen auf ihn, seine Hand empfand einen leisen Druck starrer Finger, und in eben dem Augenblick, wo das Herz des Menschenhassers vielleicht wieder die erste Empfindung natürlicher Liebe aufnahm, zerriß das schlaffe Band dieses unglückseligen, verfehlten Lebens. Eine Leiche lag vor dem Grafen. Tief gerührt drückte er dem Verschiedenen die Augen zu, und legte ihm die Hände über der Brust zusammen, in der, früher schon als jetzt, das Herz stille stand. Dann riß er das Fenster auf und kräftigte sich an der Luft und dem Lichtstrome, der in das öde Zimmer drang — der herrlich heraufwallende Vollmond goß seine Klarheit über den Todten aus.

„So werden die Nebelschatten, die Finsternisse deines Irwahn's jetzt im Lichte der Verklärung von deinem Geiste schwinden!“ sprach *K a u t e n f e l s* fromm ergriffen, „und das Gute, das an dir war, wird nimmermehr verloren gehn!“

Er hatte sich jetzt genugsam gefaßt, um den alten Diener herbeyzurufen, als er, durch einen schweren Fall im Nebenzimmer erschreckt, schnell die Thüre aufriß, und nur noch die Zipfel von *L i p p o l d*'s Rock erblickte, der durch eine lange Reihe von Gemächern hinslog. Auf dem Boden aber lag eine eiserne Chatulle, welche dem exemplarisch treuen Diener zu schwer geworden war, und im Entfallen aufgesprungen, einen ganzen Berg von Goldstücken gebildet hatte.

Erzürnt über die Schlechtigkeit des heuchlerischen Miethlings, der sich in der Todesstunde seines Herrn durch einen Raub zu bereichern bedacht gewesen war, eilte er ihm nach, fand ihn jedoch nicht, und stieß auf ein neues Ungeheuer. Es waren die Orgien einer betrunkenen und tobenden Bedientenschaar, Müßiggänger, die der Verstorbene zu unterhalten, seinem Range für angemessen gehalten hatte, und die sich jeder Zügellosigkeit ohne alle Scheu zu überlassen pflegten, da sie von der Nichtbeachtung des Gebieters überzeugt waren.

„Schurken!“ donnerte der Graf, unter sie tretend, „so dientet ihr eurem Gebieter? Er ist, während ihr hier schwelget, unbeachtet gestorben; da ich nun an die Stelle meines Oheims trete, so befehle ich' euch, diesen Augenblick das Schloß zu verlassen, oder der gesetzmäßigen Strafe eurer Pflichtverletzung und Rohheit gewärtig zu seyn.“

Dieses Kraftwort des entschlossenen jungen Mannes wirkte, und mit panischem Schrecken stäubten die Nichtswürdigen aus einander.

„Armer Oheim!“ dachte der Graf, „deine Menschenfeindschaft ward dir von der Hefe ihres Geschlechtes vergolten! — ach! nicht eine treue Seele hattest du um dich, und nur die Bessern hast du vielleicht in deinem ungerechten Wahn von dir entfernt — dein Reichthum ward diesen zur sündlichen Versuchung, dir — zum Fluche!“

Indessen sah er sich, allenthalben fremd, gezwungen, den diebischen Lippold aufzusuchen, der auch endlich, nach vielem Rufen, zitternd wieder zum Vorschein kam, sich wie ein Wurm geberdete, und in Beteuerungen seiner Schuldlosigkeit erschöpfte; er habe, sagte er, die Chatulle Sr. Hochgräflichen Gnaden überbringen wollen, und das Unglück gehabt sie fallen zu lassen. Mit Verdruß mußte Rautenfels thun, als messe er dieser unverschämten Versicherung Glauben bey, da er des Mannes, als des Einzigen, der ihm über alles Auskunft zu geben im Stande war, bedurfte; großmüthig wie er war, versprach er, für ihn zu sorgen und ihn hier leben und sterben zu lassen, wenn er ihm so treu diene — als er es im Stande sey.

Daß der ehrliche Lippold, hoch erfreut, so wohlfeil davon zu kommen, alles und jedes versprach, läßt sich denken, und wirklich beeiferte er sich, seinen neuen Gebieter von allem, was nöthig war, in Kenntniß zu setzen. Die andern Dienstleute, die mit ihm zugleich das Sprichwort: „Gelegenheit macht Diebe,“ ausgeführt hatten, ließen sich wohlweislich nicht weiter sehen.

Als das traurige Geschäft, die Hülle des Menschenhassers in die Gruft seiner Ahnen zu bestatten, mit Lippold's Beystand überstanden war, und Rautenfels sich näher mit seiner Erbschaft bekannt machte, erstaunte er über die Masse todter Reichthümer, und den Umfang eines Vermögens, das jeder Gemeinnützigkeit, jedem edlen Zweck entzogen worden war.

(Die Fortsetzung folgt.)

#### Über die Baudenkmäler des Alterthums in historischer Rücksicht, mit Beziehung auf v. Steinbüchel's antiquarischen Atlas.

(S h l u ß.)

Vielleicht läßt sich die Wichtigkeit der Baudenkmäler des Alterthums als erklärende Belege der Geschichte durch Hinweisung auf einige merkwürdige Ereignisse der neuern Welt am besten darthun. Wenden wir unsere Augen auf England, so finden wir jene pittoresken Ruinen der Klöster und Abteyen, welche noch in ihrem verfallenen Zustande eine der größten Zierden des Landes ausmachen. Es ist vielleicht nicht allgemein bekannt, daß die Zahl dieser Ruinen der Gesamtmasse der Kathedralen in Frankreich, Deutschland und den nördlichen Ländern nicht viel nachsteht. Fügen wir noch hinzu die Anzahl der Kathedralen, die noch in diesem kleinen Lande besteht, wo jede Stadt von der mindesten Bedeutung mit einem prächtigen gothischen Bauwerk prangt, und bemerken wir zugleich, daß die zwey auffallendsten Denkmäler dieser Bauart, welche das Land aufzuweisen vermag, die Capelle Heinrichs VII. zu Westminster und Kings College-Capelle zu Cambridge, während und am Schlusse jenes verheerenden Bürgerkrieges der Rosen errichtet wurden, worin die Hälfte des englischen Adels zu Grunde ging, indeß das Land durch lange Jahre sich in einen Schauplatz der Verwüstung und des Blutvergießens verwandelt befand: so wird unsere Verwunderung über die schnellen Fortschritte der Reformation in jenem Lande bedeutend vermindert. In Spanien erklärt vielleicht die prachtvolle Alhambra noch besser als die anerkannte Tapferkeit der castilischen und arragonischen Ritter die Vertreibung der Saracenen. Der bedächtige Reisende, welcher bey dem Besuche der unzähligen königlichen Schlösser und Jagden in Frankreich sich den Zustand des französischen Volkes ins Gedächtniß ruft zu der Zeit, als die meisten dieser Tempel des Luxus entstanden, findet den treffendsten Aufschluß

über das Ostindien, welches der unzeitige Ehrgeiz Ludwig XIV. über sein Land verbreitete, und erstaunt nicht mehr zu erfahren, daß dieser gefeyerte Held die Anhänglichkeit des Volkes an seinem Hause so vollkommen verschmerzte. Wendet er sich gegen das österreichische Reich, so findet er das gesegnetste Land von Europa, was die Quellen des Reichthums anbetrifft, im Besitze einer einzigen Kathedrale und einer einzigen Religion. Der mächtige Herrscher desselben bewohnt eine Burg fast bescheidener als die des englischen Königs in der Mitte einer Hauptstadt von Pallästen. Hier auch haben wir das leider seltene Beispiel in der neuern Geschichte, daß das Volk sich einer Veränderung der Dynastie mit einer Kraft widersetzte, die mehr galt, als die treulose pragmatische Sanction aller europäischen Höfe.

Solche Aufschlüsse liefern uns die Denkmäler der neuern Welt, und sollten die des Alterthums minder lehrreich seyn? Welch' großartigeres Bild kann man sich vorstellen, als ein Land wie Indien, auf dessen breiter, gesegneter Flur hundert Könige späterhin die getheilten Kräfte der Völker lenkten, von einem Principe besetzt, jede Anstrengung nach einem gemeinschaftlichen Ziele richtend? — aber dieses Ziel war ein falsches, und großartig wie ihr Streben war, so unermesslich war der Schlund der Verderbnis, in welchen der eigene Schwung sie stürzte. Ihre Geschichte steht nicht auf Papyrus geschrieben, auch verhüllt sie sich nicht im Liede des Barden; nur in den Ruinen der Festempel, welche von Bactrien in Mittelasien bis zur Insel Ceylon in einer ununterbrochenen Kette sich erstrecken, taucht sie aus der Sündflut der Zeit wie öde Klippen hervor, auf welchen die Taube der Forschung ihrem müden Flügel die ersehnte Rast nicht gönnen darf. Erfahren wir nie mehr von der Geschichte dieses Urvolkes als die Spuren, welche ihre Baudenkmäler uns liefern, so besitzen wir dennoch in diesen die Möglichkeit, ein unermessliches Land, wo verschiedenartige Klimate und jede mögliche physische Abwechslung des Terrains sich vorfinden, mit einem durchgreifenden Principe zu besetzen, und somit zu der größten Höhe der Kraft zu führen; eine gewis nicht uninteressante Lösung eines der wichtigsten Probleme im Gebiete der menschlichen Cultur.

Alein für die meisten von uns bietet die schriftlich überlieferte Geschichte ein hinreichend weites Feld der Untersuchung, und hier tritt uns dieser Atlas in seiner ansprechendsten Eigenschaft, als anmuthiger, belebender Begleiter der todten Schrift entgegen. Der Reiz, welchen die ungenügendsten Bilder einem Buche verleihen, findet in dem natürlichen Bedürfnisse, die Gedanken des Schreibenden klar aufzufassen, und uns seine Darstellungen zu vergegenwärtigen, seinen Grund; und vielleicht haben wir alle zu unsrer Zeit geglaubt, beynabe eben so viel aus den lächerlichen Verzerrungen der holländischen Classiker als aus dem Text zu lernen. Hier aber wird uns ein Bilderbuch der Geschichte der Menschheit in die Hand geliefert, und jede darin befindliche Darstellung rührt von der Hand eines Künstlers her, der zu dem beschriebenen Zeitpunkte unter dem Volke lebte, von dem die classischen Schriften uns die Geschichte erzählen. Diese Abbildungen von noch vorhandenen Überresten des Alterthums sind Illustrationen von einer ganz besondern Art; sie lassen sich dem Texte entgegenstellen; sie verkünden nicht die Denkungsweise eines Individuums allein; die Kunst darf nur allgemein verbreitete und anerkannte Ideen darstellen. Mit doppelter Freude kehrt jeder Studierende von diesen Blättern, aber noch mehr von den Vorlesungen des gelehrten Herausgebers zu seinem Livius, seinem Tacitus, seinem Homer, seinem Euripides zurück. Überall trifft er bekannte Scenen und Charaktere an. Er wandelt wie zu Haus im alten Forum mit Virgilius, im verschönerten Rom unter Saulengängen und Thermen mit Tiberius und Trajan, er begleitet Achilles zur feyerlichen Bestattung des Patroclus und Pyhigenia in den Tempel der Diana. Alles findet er freylich nicht in dem mäßigen Umfange dieser Hefte, allein seine Gedanken bekommen durch sie eine gesunde Richtung; die Geschichte der todten Sprachen wird ihm unentbehrlich, um seine nächste Umgebung zu erklären. In jedem Zeitalter verspürt er die nemlichen Gestalten in verschiedener Kleidung; die Vergangenheit dient ihm als Dolmetscher der Gegenwart und als Fingerzeig für die Zukunft. Wegen des unermesslichen Gewinnes, den die Jugend aus diesen Blättern schöpfen kann, sind wir mit dem Herrn Herausgeber über die bescheidene Form, unter welcher sie sich darstellen, völlig einverstanden. Wir vermiffen zwar die zierliche Pracht der französischen und englischen Abbildungen, allein das Publicum ist vollkommen durch den mäßigen Preis entschädigt. Der Steinbüschelische Atlas soll keineswegs die Werke von Daniel und Revett, oder die „Description de l'Egypte“ verdrängen, im Gegentheil, derjenige, dem diese kostspieligen Werke zu Gebote stehen, kehrt zu ihnen mit erhöhter Freude zurück, nachdem er sie verstehen und würdigen gelernt hat. Eine schönere Ausführung bey diesem Atlas wäre nur eine Nebenache, die man leicht zur Erreichung eines höhern Zweckes entbehrt; sein großer

Werth besteht in den durchgreifenden Gedanken, welche der Auswahl und Anordnung der Blätter zu Grunde liegen, und welche den Urheber als Einen, der einen ungewöhnlich hohen Standpunct im Gebiete der Wissenschaft erreicht hat, verkünden. Dieser Atlas, getrauen wir uns zu behaupten, ist unentbehrlich in der Bibliothek eines Jeden, der von der Geschichte etwas Gründliches wissen will. Eben so unentbehrlich ist er in der Hand eines jeden Hofmeisters, einer jeden Lehrerin.

Wer sich mit weiblicher Erziehung im mindesten abgegeben hat, weiß die Wichtigkeit einer beständigen Beschäftigung zu würdigen, an der der Geist unablässig arbeiten, und somit keine leere Stelle frivolen oder leichtsinnigen Gedanken darbieten kann. Eine solche Beschäftigung finden wir in dem aufgeweckten Sinne für die schönen Künste, allein für die Kunst aus einem hohen Standpuncte betrachtet. Ein wahrer und richtiger Begriff der Kunst ist vielleicht das beglückendste Ergebnis, welches wir aus einer sorgfältigen Erziehung ernten können. Er greift tausendfach ins Leben ein, und kann allein das sittliche Gefühl, das Unständige im Betragen unerschütterlich begründen. Um zu diesem Begriffe zu gelangen, macht unsere Jugend Reisen, sie besucht Cabinete, es wird nichts an Herbeyschaffung kostspieliger Werke gespart. Wo aber bleibt der leitende Faden in diesem herrlichen Labyrinth? wo der Zusammenhang der Gedanken, der so leicht zu knüpfen scheint, wenn man das Geheimniß errungen hat? Wie viel es kostet, bis man es dahin bringt, das weiß jeder gebildete Künstler aus Erfahrung am besten. Mit diesem Atlas in der Hand heißt der Lehrer seinen Jüdling die Augen von den ägyptischen Denkmälern auf die griechischen wenden. In beyden Blättern befinden sich Säulen, Pfeiler und Caryatiden; in dem einen sind sie nützlich und zweckmäßig, in dem andern sind sie es nicht weniger, aber sind sie zugleich schön. So wird der Schleier auf einmal gehoben, welcher die tiefste Weisheit und den höchsten Genuß noch lange seinen Augen entzogen hätte, und Herz und Verstand arbeiten künftighin in allen Studien zusammen. Gewinnt der Mann durch diese frühe Entwicklung der Gedanken, so erslangt dadurch das Weib mit der herrlichsten Pierde zugleich das sicherste Schild. Das Gefühl ist das Element des Weibes, und auf diese Art aufgefaßt dient ihr die Kunst als freundlicher, beschützender Geist, dessen Spuren sie überall gewahrt. In müßigen Stunden, in der Einsamkeit, mit der Nadel beschäftigt ist sie stets von den schönen Bildern der Kunstwerke umgeben, welche sie genießen konnte, weil sie sie verstanden hat, und ungenügend entbehrt sie so reizende Gesellschaft für ein leeres Geplauder und Wörter, die keine Gedanken erwecken. Bereist sie fremde Länder, so ist für sie eine jede Stadt, ein jedes Kunstwerk nur ein neues Blatt im großen Buche der Weltkunde, dem sie sogleich den gehörigen Platz anzuweisen vermag, weil die Grundzüge in ihrem Gedächtnisse eingepreßt sind. Endlich in der Natur findet sie ihren höchsten Genuß, in der sie zugleich die größten Kunstwerke und die erhabenste Künstlerin erkennt, unermüdet in ruhiger Thätigkeit, unerschöpflich in weiser Freygebigkeit. Wahrlich fände man in allen Werken von dem Umfange dieses vor uns liegenden, zwey solche schlagende Gedankenverknüpfungen, als uns hier begegnen, so wäre die Kritik für die Zukunft entwaffnet, es bliebe ihr nichts übrig, als selbst Künstlerin zu werden.

Allein diese sinnreiche Zusammenstellung, wodurch die meisten Blätter ein so bedeutendes Interesse erhalten, ist bey weitem nicht alles in diesem Atlas, was eine Berücksichtigung verdient. Im vierten Heft unter den Abbildungen, welche die Gefechte der Gladiatoren betreffen, finden wir zum ersten Male den bekannten Helm aus dem Museo Borbonico in den Studii nach allen Details abgedruckt. Dieses schöne Kunststück, ein merkwürdiges Denkmal der Verschwendung der spätern Römer bey ihren öffentlichen Festen, erhielt Hr. von Steinbüchel die Erlaubniß abzuzeichnen durch die persönliche hohe Verwendung Sr. Majestät des Kaisers, während höchstdeffen Aufenthaltes in Neapel im Jahre 1819, und mit freudiger Anerkennung wird diese Pierde des Werkes von der gelehrten Welt aufgenommen werden. Keine geringere Freude wird die Bekanntmachung der zwey letzten Bände der „Antichità di Aquileia dal Signore Bartoli“ verursachen, welche durch den Eifer dieses geschätzten Gelehrten im Manuscripte aufgefunden wurden. Die Herausgabe dieser Bände, welche für die Besitzer des ersten Bandes von besonderem Interesse seyn müssen, wird Hr. von Steinbüchel, wie wir hören, unter dem nemlichen erlauchten Schutze nächstens besorgen.

#### K. K. privil. Theater an der Wien.

Am 26. July als Beneficevorstellung des Hrn. W. Kunst zum ersten Male:  
„Vibar der Assassinenfürst.“ Großes romantisches Schauspiel in vier Aufzügen.

Es gehört mit zu den Grundsätzen unserer Blätter, Erscheinungen, deren Werthlosigkeit offen am Tage liegt, oder nur durch täuschende Nebenumstände günstig verschleiert wird, so kurz als möglich abzufertigen; denn wir halten es für eine unerlässliche Pflicht gegen unsere Leser, ephemere Bagatellen nicht länger vor dem Richterstuhle der Kritik aufzuhalten, indem sie durch ihre Gehaltlosigkeit gewöhnlich auch schon dem Kreise des Gedächtnisses entschwunden sind. Leider findet sich zu dieser traurigen lakonischen Kürze hinlängliche Veranlassung, und es freut uns wieder einmal eine Ausnahme hievon machen zu können, die durch Talent und Verdienst begründet wird. Bibar, der Assassinenfürst, erscheint als Originalwerk auf einer Bühne, die in letzterer Zeit, das Fach localer Poffen ausgenommen, nur höchst mittelmäßige Novitäten brachte, erscheint, wie wir vernehmen, als das Originalproduct eines vaterländischen Talentes, gewinnt entschiedenen Erfolg vor einem zahlreich versammelten Publicum, — Gründe genug, das Schauspiel einer nähern kritischen Bergliederung zu unterziehen.

Den Stoff selbst zu erzählen, kann man Ref. füglich nicht zumuthen; er ist einer ausgezeichneten Wachsmann'schen Erzählung entnommen, die vor mehreren Jahren in einem gelese- n Taschenbuche enthalten, allgemeine Verbreitung und durch vor- treffliche Behandlung und reges Interesse eine große Theilnahme in der Lesewelt gefunden hat. Zu zwey bereits vorhandenen Dramen, dem „Löwen von Kurdistan“ des Frenh. von Auffsenberg und zu Vogel's „Abu, der schwarze Wundermann,“ bildet der „Assassinenfürst“ freylich ein sehr brüderliches Seitenstück; nichts desto weniger aber ist er durch die innere Kraft einer glücklichen Behandlung und durch die eigenthümliche angenehme Färbung, die ein Talent seinem Werke zu geben weiß, selbstständig und faszinierend. Selbst mit den scenischen Interessen wußte sich der Verf. recht glücklich abzufinden, was doch sonst bey dramatischen Erstlingsarbeiten — und wie wir vernehmen, soll dies hier der Fall seyn — feltener vorkömmt; und wer etwa in die theatralische Wirksamkeit Zweifel setzte, wird sich als Zuseher hierin gewiß — vielleicht mehr als eben nöthig — enttäuscht finden. — Wenn wir den Bibar, wie wir ihn an diesem Abende kennen lernten, als Ganzes betrachten, so ist freylich noch lange nicht von einem allseitig gelungenen dramatischen Werke die Rede; das Buch hat der Fehler so manche. Vom Anfange herein müssen wir lyrischen und epischen Ersatz für dramatisches Leben nehmen; wir wissen wohl, wie viel wir einer Exposition zu gute halten müssen: aber wo der Stoff so reich ist, nähme man gerne ein „in medias res“ für lange Tiraden, und sähe das vornhinein Fehlende gerne bey schicklicher Gelegenheit ergänzt. Unter diesen Mängeln geht der erste Act hin; der zweyte wie der größere Theil des dritten bieten reichere Ausbeute; wir werden mit fortgerissen; das Leben entwickelt sich in seinem vollen Wechselgange — Schade, daß der Schluß des dritten Actes, den wir eine dramatische Inconvenienz nennen müssen, wieder störend wirkt; auch im vierten zuckt das dramatische Leben nochmals auf: Bibar's Erscheinen und Thun wirkt: aber der Schluß ist zu spießbürgerlich, um für poetisch genommen zu werden. Wenn wir vom Einzelnen sprechen wollten, unterläge wohl noch so Manches einer Rüge; Artois Charakter, sein Eingreifen in die Handlung ist zu einseitig aufgefaßt: dem Vorsatze fehlt gleichsam der Nachsatz, das Eingeschlossenwerden in den Knäuel der Intrigue; alle Scenen mit dem Narren sind völlig überflüssig; Bibar selbst endlich ist zu wenig „Repräsentant des Orients,“ da die ärmliche Erscheinung Turantschahs in dieser Hinsicht doch wohl nicht zu zählen ist. — Wendet man sich jedoch zu den vortheilhaften Seiten des Drama's, so begegnen wir zuvörderst einem Talente, das sich lyrisch und dramatisch als achtbar bekundet, stellenweise Entsprechendes geleistet und hiedurch zugleich die besten Erwartungen erregt hat. — Und eben weil dieses Talent nur in Einzelheiten erkennbar wird (wie dies meistens bey dramatischen Erstlingen der Fall ist) und hierin so glänzend hervortritt, muß es ein schönes seyn, werth jeder Aufmunterung zum kräftigen Weiterstreiten. Als gelungen ist, wie wir bereits früher erwähnt, der zweyte Act zu betrachten, gleicherweise Ludwigs Scenen im nächstfolgenden mit Artois und Bibar; überhaupt hat der Dichter den König so wie den Ritter Erard von Samür sehr glücklich gezeichnet, und alles, was von diesen beyden Personen als Wendepuncten unmittelbar ausgeht, ist gerundet und gewissermaßen abgeschlossen. Wir können nicht umhin, ein paar, unsers Bedünkens eben so wohl lautende als poetisch werthvolle Stellen mitzutheilen. Samür's Erzählung im ersten Acte ist lebendig und wahr; Derb unterbricht ihn:

„Ich seh' die Klippe aus dem Spiegel ragen,  
Der trüglich Euch zur kühnen Fahrt verlockt.  
Weiß selber ja, wie's mit der Liebe geht,  
Vor deren Paradies Pflicht Wache hält.“

Die Liebe gleicht dem Samen in der Erde,  
Wenn sie in Deutschlands Gauen Schnee bedeckt.  
Erstodtet wähnt man ihn: er wurzelt still  
Und feimt, — und Eines Tages nur bedarf's,  
An dem des Glückes Sonne wärmend leuchte,  
So schmilzt der Schnee, der nur den Keim geschirmt,  
Und reich und grün erireut die Saat den Menschen.“

Derfelbe, des Seneschall's Benehmen gegen Samür, der seine Tochter still liebt, dem Großmeister erzählend (3. Act. 1. Sc.) spricht fortfahrend:

— „Die erste Zeit verlegen fast, wohl meidend,  
Daß nur Begeisterung des Augenblickes,  
Die selbst uns drängt das Leben hinzuwerfen,  
Den Ritter hat zu solcher That vermocht.  
Doch als er sah, daß er auch Mann genug  
Die Marter täglichen Entfagens zu  
Ertragen, täglich ein zerdrücktes Herz  
Zu legen auf den Brandaltar der Pflicht:  
Da staunte er ihn an, ja ward gerührt“ u. s. w.

Ebenso schön sind die Worte der Königin (4. A. 2. Sc.), die, Artois jugendlichen Tod vernehmend, sich gegen die jammernende Blanka mit folgenden Worten wendet:

„Nicht weinet um ihn, nein, beneidet ihn!  
Denn wie ein morgenländ'scher König, der  
Mit seinen Schänen all besatter wird,  
So liegt der Jüngling, reichgeschmücket mit  
Der Freude Kränzen und der Hoffnung Blüten,  
Mit seinem ganzen Schatz von schönen Träumen  
Im Grabe: da indes die Altern den  
Das Leben selber jeden Schmuck's beraubt  
Und ihnen auszieht jedes Feuertleid,  
Bis sie wie frierende, entblößte Bettler  
Sich sehnen nach des Grabes Schutz und Ruhe.  
Drum glücklich, wer in seiner Jugend stirbt!“

Solche schöne Stellen, deren das Stück noch manche enthält, wenn sie von einem andern Podium herab erklingen wären, wo das Interesse nicht bloß dem Darsteller, sondern der Kunst im weitesten Umfange gezollt wird, hätten an und für sich die lebhafteste Theilnahme erregt; bey der ersten Vorstellung des „Bibar,“ welcher Ref. bewohnte, schien die Aufmerksamkeit jedoch mehr den Beschäftigten und dem Gange der Handlung zugewendet, und der Applaus nach einzelnen Scenen, Actschlüssen und am Ende fiel daher dem Verfasser nur gleichtheilig mit einigen Darstellern zu. Unter diesen gebührt Hrn. Lucas für die gelungene Ausführung seines Gerard von Samür die erste Stelle; man kann von ihm sagen, daß es ihm Ernst um seine Leistung war, und so wie dieß einestheils Würde und Selbstbewußtseyn, so erzeugte es andererseits den angemessensten Eindruck. Nächst ihm nimmt Hr. Bosard als König unsere Anerkennung in Anspruch; sein Spiel war durchdacht und anstandvoll: nur hätten wir in seiner Scene mit Artois jene offenbare Nachahmung eines erst jüngst auf dieser Bühne erschienenen berühmten Gastes gerne vermist. Die Damen Lucas und Pann als Königin und Blanka, so wie Hr. Röder als Artois füllten ihre Plätze gut aus. Kurd von Derb fand in Hrn. Spielberger einen Repräsentanten, der Nachdrücklichkeit und Pathos dahin verschwendete, wo einfache Klarheit und Wärme wohlgethan hätten. Der Sultan Turantschah, als Rolle unbedeutend, aber wichtig als Person, hätte durch geeignete Besetzung zu einer impositanten Erscheinung erhoben werden sollen, was freylich durch Marionetten schwer zu erwecken ist. Endlich war es nicht vortheilhaft, daß sich der so ernste als böshafte Armenier in den Händen eines Schauspielers befand, von dem das heimische Publicum nur in Possen befriedigt zu werden gewohnt ist. Der Beneficiant, Hr. Kunst, wirkte als Bibar, wie der Augenschein lehrte, sehr erfolgreich; er wurde so zu sagen mit Beyfall überschüttet; welchen warmen Antheil hieran der Souffleur und die obersten Stockwerke nahmen, wollen wir nicht nachrechnen: aber daß seine Darstellung zerrissen, momentan und sogar in den Geberdungen nicht edel genug war, ist eine Bemerkung, die wir der Wahrheit schuldig sind und die um so schmerzlicher fällt, da sie ein wirklich reichbegabtes Talent betrifft. Das Schauspiel — dem wir jedoch den Beyfall „romantisch“ streitig machen müssen — hatte für alle Theile erfreulichen Erfolg, der sich in spätern Wiederholungen steigend bewährte. Die Affiche der dritten Darstellung nennt Hrn. C. Stegmayer, der uns durch recht gelungene humoristische Auffäge bekannt geworden, als Verfasser; möge ihm die gute Aufnahme eine ernste Ermunterung zu würdigem und geläuterten Fortschreiten seyn.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schick.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.